

Dr. Dietmar Kohlruss*

Standardmodell und Risikomanagement: Zwei Welten treffen aufeinander

„Kapitalschock für Sachversicherer“ oder „Versicherer auf Gegenseitigkeit fürchten sich vor Solvency II“ - die warnenden Äußerungen im Vorfeld der 5. Quantitativen Auswirkungsstudie (QIS 5) wurden in den letzten Wochen immer lauter. Vor allem kleinere und mittlere Versicherungsunternehmen sehen sich immer stärkerem Druck ausgesetzt, von „Solvency II als Marktconsolidierungsprogramm“ ist die Rede.

Nach derzeitiger Planung werden die Aufsichtsbehörden in der zweiten Jahreshälfte die letzte Auswirkungsstudie zu den neuen EU-weiten Eigenmittelvorschriften (Solvency II) für Versicherungsunternehmen starten. Hierbei sollen die quantitativen Auswirkungen des neuen Regelwerks und verschiedener Parameter der im Dezember 2009 in Kraft getretenen EU-Richtlinie Solvency II ein voraussichtlich letztes Mal vor deren praktischer Umsetzung analysiert werden.

Eignung des Standardmodells bleibt umstritten

Grundsätzlich wird der Ansatz des Solvency II-Projekts in der Versicherungsbranche unterstützt. Obwohl ein funktionierendes Risikomanagement seit je her zu einer der Kernaufgaben eines Versicherungsunternehmens gehört, wird insbesondere von international agierenden Versicherern eine Vereinheitlichung und damit eine bessere Vergleichbarkeit begrüßt. Die zunehmende Komplexität des Modells sowie das permanente Drehen an den Parametern haben allerdings dazu geführt, dass die Skepsis gegenüber dem Standardmodell als Instrument des Risikomanagements zunimmt.

Es bleibt die zentrale Frage: Kann ein Modell, das für alle Versicherungsunternehmen EU-weit gelten soll, für

das Risikomanagement des eigenen Unternehmens mit seiner speziellen Geschäfts- und Risikostruktur sinnvolle Ergebnisse liefern?

Interne Modelle als Standardmodell-Substitut

Bei der Bestimmung der quantitativen Kapitalanforderungen gemäß Solvency II können die Versicherungsunternehmen wählen, ob sie das Standardmodell verwenden oder ein (Partielles) Internes Modell wählen. Hierzu bedarf es nach der Rahmenrichtlinie einer Genehmigung durch die Aufsichtsbehörde. Das Zulassungsverfahren ist allerdings noch in der Aufbauphase, die Aufsicht räumt Kapazitätsengpässe ein.

Aus diesem Grund verschieben viele Versicherer die Entscheidung für die Implementierung eines (Partiellen) Internen Modells, selbst wenn sie es für ein funktionierendes Risikomanagement als sinnvoll ansehen. Das Standardmodell bleibt somit vielfach erste Wahl, die Entwicklung hin zu einer Verschärfung der Kapitalanforderungen wird durch diese Abhängigkeit zunehmend mit Sorge verfolgt.

Einige Versicherer fahren zweigleisig. Das Standardmodell dient in erster Linie dazu, den aufsichtsrechtlichen Anforderungen zu genügen, während Interne Risikomodelle für das Risikomanagement herangezogen werden. Dass die Ergebnisse zumeist nicht übereinstimmen, liegt in der Natur der Sache. Ansätze sowie Parameter sind grundsätzlich verschieden.

Ein Beispiel: Für die Bestimmung des Kapitalbedarfs des Prämien- und Reserverisikos eines Feuer- und Sachversicherers wird im Standardmodell die Volatilität der Schadenquoten des

„Kann ein Modell, das für alle Versicherungsunternehmen EU-weit gelten soll, für das Risikomanagement des eigenen Unternehmens mit seiner speziellen Geschäfts- und Risikostruktur sinnvolle Ergebnisse liefern?“

Gesamtgeschäfts der letzten fünf Geschäftsjahre als wesentlicher Risikofaktor herangezogen. Interne Risikomodelle werden zumindest eine Aufteilung des Bestandes in risikorelevante Teilsegmente vornehmen, eine adäquate (oft längere) Historie in die Berechnungen einbeziehen und tendenziell auf Simulations- oder Szenariorechnungen zurückgreifen.

Interne Risikomodelle für das Risikomanagement

Viele kleinere und mittlere Versicherungsunternehmen in Deutschland finden sich bei der Bestimmung der Kapitalanforderungen mittels des Standardmodells nicht wieder. Der Großteil lehnt die Regelungen ab, bleiben doch die Besonderheiten von kleineren und spezialisierten Versicherern an vielen Stellen unberücksichtigt. Gerade in diesem Marktsegment haben sich in der Vergangenheit andere Kriterien als erfolgreich für das Risikomanagement bewährt: Die genaue Kenntnis der Bestände und der eingegangenen Risiken, adäquate Absicherungen sowie der konservative Umgang mit Risiken insbesondere auf der Aktivseite.

Wird nun für die Kapitalanforderungen von der Aufsichtsbehörde ein Modell gefordert, welches für das eigene Unternehmen nachweislich un-

* Der Autor ist Geschäftsführer und Gesellschafter bei Meyerthole Siems Kohlruss, Gesellschaft für actuarielle Beratung mbH, und verantwortlich für den Bereich Solvency II.

passend und für Nichtmathematiker schwer zu durchschauen ist, stößt dies verständlicherweise auf wenig Gegenliebe. Noch viel schlimmer: Eine Risikosteuerung mit den Ergebnissen aus dem Standardmodell könnte sich sogar als kontraproduktiv erweisen.

Mit Internen Risikomodellen näher am eigenen Geschäft

Auch den kleineren und mittleren Unternehmen ist bewusst, dass eine Optimierung der bisherigen Kapitalerfordernisse sowie ein verbesserter Aufsichtsprozess für den Schutz der Versicherungsnehmer und die Stabilität der Märkte erforderlich sind. Wenn das Standardmodell das eigene Unternehmen nicht adäquat abbildet, bleibt der „Ausweg“ der Implementierung eines Internen Risikomodells. Hierbei wird in einem konsistenten Modell mittels stochastischer Simulationen eine Vielzahl möglicher Ergebnisse ermittelt und der sich hieraus ergebende mögliche Verlust unter Einbeziehung eines vorgegebenen Sicherheitsniveaus bewertet. Auf welcher Ebene (Segment, Sparte oder Gesamtunternehmen) diese Bewertungen vorgenommen werden, bestimmen die individuellen Anforderungen des Anwenders.

Beim Internen Risikomodell folgt die Basis der Risikokapitalberechnung also der individuellen Struktur des Unternehmens. Im Gegensatz dazu gründet das Standardmodell auf einer festgelegten, parametergesteuerten Aggregation der Kapitalbedarfe für Risikokategorien (z.B. Prämien- und Reserverisiko). Zugegeben: Ohne Mathematik kommen auch Interne Risikomodelle nicht aus. Allerdings entstammt die Parametrisierung den unternehmensindividuellen Gegebenheiten. Die risikorelevanten Resultate werden u. a. in der bekannten HGB-Bilanzsicht dargestellt.

Prinzip der Proportionalität als Maß aller Dinge

Vielfach werden von Versicherern grundsätzliche Erwägungen gegen

„In den meisten Fällen ergeben sich durch die Verwendung Interner Risikomodelle geringere Kapitalanforderungen als im Standardmodell“

stochastische Risikomodelle ins Feld geführt: „zu komplex, zu kostenintensiv, zu geringe interne Kapazitäten“. Dass dem nicht so sein muss, belegen praxiserprobte Lösungen. Durch die Berücksichtigung der Spezifika sowie der internen Expertise lassen sich in Verbindung mit dem Proportionalitätsprinzip Modelle erstellen, die das individuelle Risikoprofil realitätsnah abbilden, ohne die Kosten in astronomische Höhen zu treiben.

Die Entlastung durch Rückversicherung, einem wesentlichen Teil des Risikomanagements, lässt sich unter Berücksichtigung der tatsächlichen Struktur realistisch bewerten. Durch die Einbeziehung weiterer Mechanismen wie der Schwankungsrückstellung kann die Risikosituation in bekannten Ergebnissichten analysiert und entsprechende Handlungsstrategien quantitativ untermauert werden.

Die Vorteile Interner Risikomodelle liegen auf der Hand: Sie sind individuell, besitzen eine hohe Steuerungsrelevanz und genießen im Vergleich zu einem Standardmodell eine höhere Akzeptanz im Unternehmen.

Zudem kann das Prinzip der Proportionalität, dem gerade für kleinere und mittlere Versicherungsunternehmen im Rahmen des Risikomanagements Rechnung zu tragen ist, in einem weitaus größeren Maße umgesetzt werden.

In den meisten Fällen ergeben sich durch die Verwendung Interner Risikomodelle geringere Kapitalanforderungen als im Standardmodell. Darüber hinaus ist zu erwarten, dass sich der Einsatz Interner Risikomodelle künftig zu einem Qualitätsmerkmal für ein funktionierendes Risikomanagement entwickeln wird.

Modelle können unternehmerisches Handeln nicht ersetzen

Fest steht: Modelle, seien sie standardisiert oder individuell, stellen immer nur den Versuch dar, die Wirklichkeit abzubilden. Ein blindes Verlassen auf die Ergebnisse ist gefährlich – genauso wie die Versuchung, diese Modelle als „Black Box“ zu nutzen. Die strategische Verantwortung verbleibt bei der Unternehmensführung. Modelle können ihr nur als Hilfsmittel dienen, müssen aber auch zu dem Unternehmen passen, für das Verantwortung übernommen wird. Die kritische Bewertung des Standardmodells als quantitatives Element des internen Risikomanagements ist angezeigt. Die Sorge vor Kapitalshocks oder die Furcht vor Solvency II sollten kleinere und mittlere Versicherungsunternehmen zu einem proaktiven Herangehen an individuelle Lösungen abseits des Standardmodells beflügeln.

Selbstbewusst

„Nur wenige Rückversicherer können in puncto Größe und Diversifikation des Portefeuilles mit uns mithalten. Noch weniger Unternehmen können sich mit unserer Underwriting-Performance messen sowie unserer Innovationskraft und unserer Fähigkeit, Kapazität für Großtransaktionen bereitzustellen.“

(Aus dem Geschäftsbericht 2009 der Swiss Re)